

Der Veteran.

Von August Winnig.

Dunkel, etwas angegrautes Haar, ein Paar blühende, von buschigen Brauen überschattete Augen, eine starke, unten etwas gerundete und getöte Nase, darunter ein allermest krafftgewichener Schnurrbart, der die Lippen immerhin so weit freiließ, daß man ihren ledigen Schwingen sehen konnte, und ein stets reinlich rasiertes Kinn, vorstehend und in der Mitte gekrümmt, das war der Kopf des Veteranen, den wir Jungen stets mit Ehrfurcht und Reiz betrachteten. Weist dot er sich uns durch die Fenster einer Schänke dar. Entweder sah der Veteran darinnen, und dann hatte er immer zwei Gläser vor sich stehen, eins mit Bier und das andere mit Brantwein, oder — und so steht er am deutlichsten in meiner Erinnerung — er trat gerade aus der Aneipentür, blieb einen Augenblick auf der untersten Stufe stehen, wuschte sich den Vort, grübelte die Spigen in die Höhe und ging dann selbstbewußt die Straße entlang, bereit, jeden Vorübergehenden anzureden oder sich von ihm anreden zu lassen.

Der Veteran Leberecht war der Stolz unserer Stadt. Wenn ein Bürger Besuch von auswärts erhielt und beim Herumführen des Fremden unserem Veteranen begegnete, so machte er ihn auf den Alten aufmerksam und erzählte von den Heldentaten, die Leberecht im großen Kriege verrichtet hatte.

Nam beim Geschichtsunterricht in der Schule unser Lehrer auf den großen Krieg zu sprechen, so unterließ er es selten, uns zur Dankbarkeit gegen die Großen zu ermahnen, die als lebende Zeugen des glorreichen Kampfes unter uns wandelten; und dann folgten alle unsere Gedanken zu Leberecht, dem Veteranen, wie er uns, den feuchten Schnurrbart wischend, vor den Sinnen stand. Wohl gab es noch andere alte Krieger in unserer Stadt, wie wir alle Jahre am Sedantage feststellen konnten, aber die lebten zu Lebzeiten, hatten nichts zu erzählen und galten darum nichts. Leberecht dagegen war ein wahrer Held, man sah es ihm an, keiner konnte es leugnen. Zwar, er war bis auf eine kleine gelbe Mäntel ohne Auszeichnung geblieben, aber es gab der Beispiele genug, wo die echte Aufopferung ohne Anerkennung blieb, während ein gänglich Unteroffizier mit vielen blanken Orden glänzte.

Es war selbstverständlich nur der reine Zufall, daß Leberecht regelmäßig an dem Sommerfeste, wo unsere Schule die Finessen einer sogenannten milden Stiftung — die Lehrer in Brautur und Bier, wir in Kaffee und Kuchen — verzehrte, zu uns auf die Wiese kam, mit den Lehrern an und trank, sich dann zu uns schlug und uns vom Ruhme des Heldensoldaten erzählte. Dann sangen wir Lützows wilde Jodel, das Lied vom alten Blücher, vom alten Fieschen, die Nacht am Rhein und andere schöne Lieder. Und dann rief Leberecht: „Jungens! Verflucht noch einmal! Wollt Ihr tüchtige Soldaten werden? Wollt Ihr in den Krieg? Wollt Ihr die Franzosen verhasen, daß die Lappen fliegen?“ „Ja! Ja!“ schrien wir. „Dann ruft alle Hurra!“ „Hurra!“ schrien wir. Und dann stand er mit glänzenden Augen zwischen uns und strich den feuchten Schnurrbart, und wir umringelten ihn und jubelten ihm zu. Dann war er für uns Blücher, Fieschen, Lützow, die Nacht am Rhein, am meisten aber Blücher, schon des Namens wegen.

Es war nicht ganz klar, bei welcher Waffe er gedient hatte. Seine Heldentaten spielten sich bald zu Fuß in der Feuerlinie oder beim Bajonettkampf, bald zu Pferde bei wilden Attacken ab, ich glaube, einige davon bestanden auch in meisterhaften Kanonenschüssen. Er war eben ein rechter Hausknecht gewesen, der überall zu gebrauchen war und bei jedem toten Kleinkind mit heran mußte. Es gibt eine Geheimgeschichte der Kriege, die nicht in den Geschichtsbüchern zu finden ist, die aus höheren — strategischen oder staatsmännischen — Gründen geheim bleiben muß und sich nur in der mündlichen Ueberlieferung der vaterländischen Schänken erhält. Nach dieser Geheimgeschichte des großen Krieges war es mehr als wahrscheinlich, daß die schwierige Ueberflügelung der Armee von Voinjot bei ihrem Abmarsch von Metz keinem anderen als dem Veteranen Leberecht zu danken war, der als tüchtiger Patrouillenfürher gegen den Feind den sauberen Plan des Franzosen festgesetzt und ihn mit Blücherschmelze dem 111. Korps mitgeteilt hatte. Obwohl St. Privat, Croisette, Sedan und überhaupt der Erfolg des ganzen Feldzuges nur durch dies Städtlein möglich geworden war, tat sich Leberecht durchaus nichts darauf zugute. Schlicht und ohne Schminke erzählte er den einfachen Tatbestand und ließ es Sache der anderen sein, ihn kritisch zu würdigen.

Zunächst war er kein Freund alltäglicher Unterhaltungen, wie etwa über Viehzucht, Feldbau, Grundstücksgefächte und ähnliches, wie sie wohl unter Nichtkämpfern üblich sind. Er unterließ sich mit Vorliebe von kriegerischen Dingen und wußte jedem Gespräch schnell und geschickt eine feldmarschmäßige Wendung zu

geben. Etwas auf diese Weise: Ein Bürger klagte, daß seine Kleanderbühne in diesem Jahre nicht gedeihen wollten, es müsse etwas Unrechtes damit geschehen sein. Gört zü sprang dann Leberecht dazwischen: Als ich vor Paris lag, hatte der Schloßherr, bei dem ich mich einquartiert hatte, ein paar mächtige, prächtige Kleanderbühnen in seinem Wintergarten. Eines Tages, als ich vom Gefecht zurückkam, bei Vougbal, wo die Franzosen einen Ausfall versucht hatten — wüß Ihr, wo Vougbal liegt? So war er dann gleich bei der Sache. Oder ein Gast schimpfte über den Wirt, weil dieser die marinierten Heringe nicht genug wässere. „Ander, was wüß Ihr von Solz!“ rief er dann aus. Ich kann ein Lied davon singen. Das war an der Loire, als ich gegen Vougbal focht. Seit einer Woche hatte ich kein warmes Essen gesehen, geschweige denn auch nur gekostet. Immer nur hartgebratenes Kammklotz mit Schnee, den wir im Munde zu Wasser werden ließen. Da gehen wir eines Nachts gegen ein Dorf vor, aus dem die Franzosen ein zweites Paris gemacht hatten. Es war eine Hundebalte, und der Schnee lag einen reichlichen Meter hoch. Das kam uns übrigens sehr zu Raß, denn sobald wir etwas Verdächtigtes bemerkten, brauchten wir uns nur einfach in den Schnee zu werfen und waren gedeckt wie die Rebhühner im Korn. Also wir marschieren und an das Dorf heran, verteilen uns gut und stürmen dann auf ein verabredetes Zeichen mit fürchterlichem Hurra über die Wälle und Gräben. Selbstverständlich vernageln wir gleich die Kanonen, die da hinter den Wällen standen, stürmen weiter und stoßen dann auf den Feind, der ganz gemächlich in den Häusern beim Abschießen gewesen war. Ohne daß er in der Dunkelheit auch nur zum Schuß kam, haben wir die Hälfte von ihm weg, die anderen laufen wie die Hunde mit eingezogenem Schwanz hinaus in die Nacht. Wir in die Häuser und über das Essen her. Ich erwische eine brodelnde Erbsuppe, mache mich darüber und — na, seit der Zeit weiß ich, was Solz ist. Als ich sie intus hatte, da war's mir, als sei ich ganz hoch gebrannt, und dann habe ich getrunken — ach, man kann das kein Trinken mehr nennen. Immer nur runtergegoßen habe ich alles, was ich an Flüssigkeit fassen konnte. Es war fürchterlich. Seit der Zeit — schämt mir noch einen Halben ein, Kaspar, ich werde morgen wieder vorbeikommen und Euch die paar Sous hereinreichen.“ Die Zuhörer waren dabei ebenfalls dutzig geworden, ließen frisch einschenken und zahlten Leberechts Halben willig mit. Sie hatten die Heringe ganz vergessen und hörten gern weiter von den Heldentaten des tapferen Mitbürgers, den jeder schätzte und ehrte.

Ich muß bemerken, daß die Verehrung, die wir dem modernen Kämpfer schenken, uns leider nicht abhelft, mit Ungeduld auf seinen Tod zu warten. Eigentlich nicht auf seinen Tod, denn wir liebten ihn ja, sondern auf sein Begräbnis, das nun einmal, wie die Dinge lagen, nicht gut ohne seinen Tod veranfaßt werden konnte. Es war klar, daß es hier nicht mit den einfachen Grabmalen getan war. Nach unserem Dafürhalten mußten hier auch die Kanonen ein Wort mitreden, und vielleicht würden auch die Husaren herüberkommen und eine kleine Attake reiten. Der Markttag hätte sich ganz gut dazu geeignet. Und abends hätten dann die ganzen Truppen unter der Ruine bivouaquieren können, dann hätte es bengalische Beleuchtung und Raketen gegeben, und wir hätten gewiß gern den Abend durch Abbrennen von Schwärmern und Fröschen verbracht.

So lebte unser Veteran zwar einfach, aber hochgeehrt seine Lage und Jahre inmitten der dankbaren Bürgerhaft dahin. Sicher wäre alles so geblieben, wäre nicht unser alter Gerichtsollzieher gestorben. Aber der starb, man sagte, vom vielen Schnupfen, und erhielt einen Nachfolger, der aus der Landeshauptstadt herüberkam.

Dieser neue Gerichtsollzieher kommt eines Tages in die Schänke und sieht unsern Veteranen dort erzählend am Tische sitzen. Er faßt ihn ins Auge, wirft schnell seine Wampe auf den Schanktisch und eilt auf ihn zu: „Hippel! Leberecht! Hippel! Wüßt Du das wirklich, verflucht der Schwereinderer? Mein alter Kamerad vom Anno siebzig!“ Leberecht hatte sich steif aufgerichtet, aber der Gerichtsollzieher ergriff jogleich seine Hände, drückte und umarmte ihn und bestellte eine allgemeine Lage zur Feier des Wiedersehens. Alles war tiefbewegt und betrachtete mit feuchten Augen und mächtig quellenden Gefühlen das Wiedersehen der beiden alten Krieger.

„Also“, rief der Gerichtsollzieher, „dies Wiedersehen, so unbescholte, wollen wir ordentlich begießen, mein alter Junge! Wir sind nämlich“, sagte er zu den Gästen und dem Wirte, „uralte Bekannte. Aber erst einmal einen Schluß auf das Wohl meines alten Kameraden!“ Man trank und rächte nun die Blide heißen Verlangens voll auf die beiden Kompanianten, vor allem aber auf Leberecht, und zwar begierig, die Geschichte ihrer Waffenkameradschaft zu hören. Leberecht aber sah gar nicht nach Erzählen aus. Er sah da und wüßte sich den Schnurrbart, stockerte in seiner Pfeife herum und blidte bald hier, bald dorthin. „Wie war das

denn? Habt Ihr viel zusammen gehaußt?“ fragte einer. „O, es ist nicht so schlimm“, sagte der Gerichtsollzieher lächelnd. „Wir wollen später davon erzählen, Kinder“, sagte Leberecht und nahm einen tüchtigen Schluck. „Wir haben noch Zeit genug dazu, nicht wahr, altes Haus?“ „Freilich“, sagte der Gerichtsollzieher, „und es gibt ja auch nicht viel zu erzählen. So ein bißchen Wachdienst — was soll davon zu erzählen sein! Und die Affäre mit dem verfluchten Wolfshund — na, da ist auch nicht viel mit zu machen. Nicht wahr, Leberecht?“ „Na, laß nur gut sein“, sagte der Veteran betreten, „es war doch schon mancherlei, was wir durchgeessen haben.“ „Freilich!“ bestätigte der andere. „Aber weüßt Du, jeht mußt Du erst mal mit zu meiner Frau. Die wird sich ganz härenmäßig über Dich freuen.“ „Gern! Herzlich gern! Ich brenne darauf, zu ihr zu gehen. Laß uns nur gleich gehen, auf der Stelle!“ „Abgemacht!“ sagte der Gerichtsollzieher, zahlte seine Schuldigkeit, nahm unseren Veteranen in den Arm und ging mit ihm hinaus.

Die Zurückgebliebenen aber sahen sich einander an und schliefen sich. „Gibt Ihr was gemerkt?“ „Rathlos!“ antworteten die anderen. „Ein bißchen Wachdienst und die Affäre mit dem Wolfshund, sagte er!“ — Als sie noch weiter redeten, legte sich der Wirt ins Mittel und sagte: „Laßt uns ruhig sein und das Feuer recht in Gang kommen. Daß Leberecht manches erzählt, was nicht ganz genau stimmt, wissen wir alle. Es sind zwanzig Jahre vergangen, seit er's erlebte, und da kommt leicht ein Irrtum vor. Aber er tut es wohl aus gutem Herzen, um uns zu unterhalten. Und wenn er manches, was er erzählt, nicht selbst erlebt hat, so ist es nicht seine Schuld, und wir wollen es ihm nicht zur Last legen.“

Diese Worte des Wirtes fand man sehr verständlich und ging ruhig auseinander.

Allerdings war es nicht gut möglich, ganz zu schweigen, und so sprach sich die Geschichte von dem Wiedersehen der beiden Feldzugskameraden herum. Man kopfte bei dem Gerichtsollzieher auf den Tisch, doch der verwies die Neugierigen lachend an Leberecht und sagte selbst nichts. Leberecht aber war auch einfüßiger geworden. Er ließ sich nur noch selten in den Schänken sehen, um schnell einen hinter die Binde zu gehen, und ging den Unterhaltungen aus dem Wege. Schlechte, spißindige Leute, die es leider — damals wenigstens — auch in unserer Stadt gab, sagten, er sei überhaupt nicht in Frankreich gewesen, sondern habe nur in Thüringen in einem großen Gefangenenlager Wachdienst getan, und der einzige Schuß, den er abgefeuert habe, habe dem großen Hunde des Platzinspektors gegolten, den er irtümlich für einen heranschleichenden Franzosen gehalten habe. Glücklicherweise habe er ihn nicht getötet, sondern nur den schönen Schwanz abgeschossen, wofür er drei Tage habe sitzen müssen. So redeten, wie gesagt, die schlechten, spißindigen Leute. Man kennt ihre Art.

Leberecht litt schwer darunter, und wurde allmählich ein einfüßiger Sonderling. Mehrere Jahre darauf ist er gestorben. Die inzwischen herangewachsene Jugend hatte ihn in seiner Glanzzeit nicht mehr gekannt und ließ sein Begräbnis unbeachtet. Aber der Kriegerverein gab ihm das Geleit, und über seinem Grabe trachten drei schöne Salven. Die Kanonen und die Husaren waren nicht gekommen, dafür aber warf ihm der Gerichtsollzieher drei Hände voll Erde auf den Sarg.

Ypern.

Die Stadt Ypern, um die jetzt der Kampf in Belgien tobt, besitzt einige wunderbare Bauwerke, die in der ganzen Welt nicht ihresgleichen haben. Man hätte nicht annehmen können, daß um die großartige St. Martins-Kathedrale und um die herrlichen Tuschallen noch einmal der Kanonendonner dröhnen würde, denn die Stadt, die so manchen Kriegessturm erlebt, war keine Festung mehr, und sie wäre sicher zerstört geblieben, wenn sich nicht Belgier und Franzosen in ihr zu erbitterter Gegenwehr festgesetzt hätten. Die Stadt Ypern hat sich im 10. Jahrhundert allmählich um ein festes Schloß entwickelt, das die Grafen von Flandern hier erbaut hatten. Im 14. Jahrhundert nahm der Ort dann einen hohen Aufschwung; sein Tuschhandel gewann eine einzigartige Bedeutung, und die reiche Stadt wurde zu einem mächtigen Kriegsplatz ausgestaltet. Die Märkte von Ypern zogen einen Strom von fremden Kaufleuten an, und die Bevölkerung erreichte die für jene Zeiten sehr große Ziffer von mehr als 30 000. In dieser Blütezeit des Handels sind jene wunderbaren Kunstdenkmäler entstanden, die heute den Ruhm und den höchsten Schatz Yperns ausmachen. Ein frühgotischer Bau, in dem aber noch deutlich romanische Elemente anklingen, ist die Kirche von St. Peter. Auch der Hauptkirchenbau der Stadt, der Dom von St. Martin, hat einen schönen romanischen Kern, der aber durch die gotischen An- und Umbauten ganz in den Schatten gestellt wurde. Die Kathedrale von Ypern ist der reichste Bau,

„Schreiben Sie, Bruns!“

Kompagniebefehl.

Die Kompagnie steht morgen früh dreiviertel acht Uhr zum Abmarsch bereit. Ohne Tornister; sonst feldmarschmäßig.

Der Feldwebel meldete mir dann ferner, daß erst vor einer Stunde aus Bretonville beim Herrn General die Mitteilung eingegangen sei, daß dort Liebesgaben für unser Regiment aus der Heimat eingetroffen wären. Der Herr General habe dem Herrn Oberst Befehl erteilt, und dieser, der Kürze der Zeit halber, die vierte Kompagnie bestimmt. Zahlmeister Franz sei benachrichtigt, morgen früh dreiviertel acht Uhr mit zwei Wagen im Schloßhof zu stehen.

Nachdem ich mit dem Feldwebel noch das Erforderliche besprochen, ihm namentlich auf die Seele gebunden hatte, daß die Mannschaften nicht zu frühzeitig geweckt würden, entließ ich ihn.

Während ich mich noch im Bette aufstützte und eben im Begriff war, das Licht auszublafen, rief ich: „Behrens, Behrens“, es zugleich bereuend: weshalb denn störte ich ihn; er wird sich schon zeitig genug die Augen reiben müssen.

Leutnant Behrens drehte sich schwer in seinem Bette herum, und fing an, im Halbtraum eine ganze Geschichte zu erzählen: „Fanchette... wirklich famosere Frauzeitimmer... wie Nubierin, nein Aegypterin Aeo... Kleopatra... Anton... (Anton, steck den Degen ein, lachte ich leise) Antonius... nein... wie hieß doch der schneidige Hund... wirklich famosere Kerl... (Rebus gestibus Caesar venit in Galliam, lachte ich wieder leise). „Caesar, wirklich famosere Kerl... Kleopatra... Caesar... Caesaron... Fanchette...“ und mit diesen Worten schlief mein Leutnant wieder fest ein.

Nachdem ich das Licht gelöscht hatte, lag ich gleich darauf auch selbst im tiefsten Schlaf.

Am andern Morgen, als wir in die Landstraße einbogen, umfies ein häßlicher Nordost unsere Nasen. Die Mannschaften trugen Ohrenklappen. Just als die Trommelschläger ihre Stöße und die Hornisten ihre Pfeifen ins Futteral steckten, erblickten wir Le Dragon de Muralle. „Kann mir gar nicht denken, Herr Hauptmann, daß der Taubenklatz da oben nicht mit zwanzig dreißig Kerls ausgenommen werden könnte“, meinte der neben meinem Pferde gehende Leutnant. (Fortf. folgt.)

Portepeefährlich Schadius.

Von Detlev v. Liliencron.

Als wir aus dem Schlosse traten, wollte ich dem Vicomte meinen Arm geben; er erwiderte, die Einwohner und Soldaten würden ihn für meinen Gefangenen betrachten. Statt dessen mußte ich ihn unterfassen. Und so traten wir denn durch hügelige Gassen und Höfen unseren Weg an. Ueberall liefen die Leute an die Fenster und an die Türen. Ueberall mußte ich hören: „Ah, Herr Bismard... Ah, Herr Woltke...“ und die ausgefeultesten Schimpfworte folgten. Als es einmal gar zu arg wurde in einer Gruppe, hob der Vicomte den Kopf: „Wollt Ihr wohl Eure Fismäuler halten.“ „Alles jauchzte und rief: „Es lebe der Gouverneur!“

Bei einer jungen, hübschen, schwarzäugigen Frau blieb der Alte stehen und fragte sie ganz gemächlich, was sie heut abend auf dem Herd habe. Erbsen und Schweinefleisch, lautete die rasch gegebene Antwort.

Einmal trat ein Graukopf dicht an den Vicomte und flüsterte ihm, während wir im Weitergehen blieben, etwas ins Ohr. Ich denke mir, irgendeine Feindseligkeit gegen mich, oder einen Vorschlag, mich gefangen zu nehmen. Wütend war die Gegenrede: „Willst Du Deinen Kachen halten, Du ausgedörrtes Stück Hindsfleisch Du?“

Bald traten wir aus dem Städtchen ins freie Feld. „Wie, was, aushungern wollen Sie uns?“ rief Seine Excellenz. „Sehen Sie hier, das ist der Ader Pierre Bomballons, dann folgt Auguste Rochombeau, Erneste Vièvre, Charles Rafin, Henri Manier...“ Und fort und fort, daß mir der Kopf wirbelte, gab er Namen auf Namen.

Schließlich führte er mich in den Gouvernementsgarten. Dieser war ins Gelände eingeschnitten. Hier strömte uns dieselbe feuchtwarme Luft entgegen wie auf der Brücke. Ein Apfelbaum stand in Blüte, im Dezember! Doch belehrte mich der Greis, daß aus dieser Jahreszeit die Blüte niemals zur Frucht gedeihe.

Ins Schloß zurückgekehrt, hatte ich die Ehre, Ihrer Excellenz vorgestellt zu werden. Ich fand eine ebenfalls uralte Dame. Ihre Ruhe und Würde strahlte wohlthuend ab gegen die quackelnde Lebhaftigkeit des Gouverneurs.

Beim Frühstück erschien eine Enkelin der Alten, die mit

ihrem siebenjährigen Kinde, einem reizenden Mädchen, vor dem Krieg hierher geflüchtet war. Die kleine Julienne war kaum eingetreten, als sie vor mir „Stellung nahm“, die Aermchen in die Seite stemmte und sehr drollig sagte, während sie mich von oben bis unten und von unten bis oben musterte: „Das also ist der preußische Ruhmann, Herr Bismard.“ Ich glaube, sie hätte mich angespußt, wenn die Mama sie nicht rasch weggezogen hätte. Später haben wir Freundschaft geschlossen.

Meine beiden Unteroffiziere erzählten mir auf dem Heimritt, wie vortrefflich sie versplegt worden seien.

Auf der langen Brücke ließ ich halten, um die märchenhafte Umgebung noch einmal auf mich wirken zu lassen. Ich dachte an den jungen Gelehrten, der hier die „Blaue Blume“ gefunden, das Finden aber mit dem Tode gebüßt hatte.

„Was war es doch mit der „Blauen Blume“, lieber Behrens“, wandte sich der General an meinen Kompagnieoffizier. „Sie sind der Jüngste von uns, und müssen daher Bescheid wissen.“

„Sehr wohl, Herr General. Erinnere mich deutlich. Vorbereitung zum Examen. Famöse Blume das. Irgendein Kemscheid, wollte sagen Dichter, suchte sie. Feudaler Name das... Heinrich von Oster... Osterdingen... nein, Hardenberg, richtig Hardenberg. Sätte nur hierher kommen sollen.“

Wir brachen alle in ein helles Gelächter aus, weniger über die treuherzige Aufklärung über die „Blaue Blume“, als über die gezeigte näselnde Sprache unseres Leutnants. Wie oft war er deshalb schon von den Kameraden aufgezogen und geweckt worden. Nun, in nicht langer Zeit wird er selbst finden, wie wenig hüßlich eine solche Sprechweise ist. Sonst hatten wir Behrens alle gern. Er war außerdem ein ausgezeichneter Offizier.

„Sie suchen auch die „Blaue Blume“, lieber Behrens; und wohl allen, die sie noch suchen“, schloß der General.

Mitten in der Nacht wurde ich geweckt. Der Feldwebel stand vor meinem Bett. „Warten Sie einen Augenblick, Bruns. Gleich mach ich Licht... So, nun brennt's... Was gibt's denn...“ Mein Feldwebel las:

Regimentsbefehl.

Die vierte Kompagnie steht morgen früh acht Uhr als Begleitkommando zum Abmarsch nach Bretonville bereit. Die Wache bleibt zurück.

den die Gotik in Flandern aufzuweisen hat; die Schiffe stammen aus dem Jahre 1254; das besonders schöne und würdige Seitenportal ist im 14. Jahrhundert erbaut worden. Das Ganze dieses Hauses wirkt mit den reichverzehrten Epitheten, den strobiliförmigen Fensterrufen, den anmutigen Schwibbögen und den feinen Streifen wie ein köstliches Juwel der Architektur.

Nach bedeutenderen sind die Tuchhallen, die großartigsten unter jenen Monumentalbauten, die in den Haupthandelsstädten Flanderns zur Aufspeicherung, zur Kontrolle und zum Verkauf der Waren erbaut wurden. „Es gibt auf der Welt keinen gewaltigen Bau dieser Art, der so reich in seiner Einfachheit und so elegant in seiner Symmetrie wäre“, urteilt der beste Kenner flandrischer Kunst, der berühmte Max Rosset. Der Grundstein zu diesem mächtigen Bau, von dem ein Teil heute als Rathaus dient, wurde im Jahre 1200 gelegt; die großartige Anlage ist nicht vor dem Jahre 1394 vollendet worden. In einer weiten Vorhalle öffnet sich das Erdgeschoss in massiger Kraft, während die Fenster der zwei Stockwerke in prächtigen Epitheten gehalten sind. Das Dach umschließt ein hoher Innenhof, und an den Ecken ist die Fassade mit achteckigen, kegelförmig behauenen Türmen geschmückt. Doch empor über die gedrungenen und dabei gut gegliederte Masse aber erhebt sich der quadratische Glockenturm, an dessen Ecken achteckige Türme aufragen, während die die Glocken bergende Spitze noch höher in den Himmel emporsteigt. Man kann sich keinen eindrucksvolleren Zeugen für die gesunde Kraft, den stolzen Wohlstand und die erdenfeste Selbstvertrauen des mittelalterlichen Handels und Bürgertums vorstellen als die Tuchhallen von Brügge. Der Bau zeigt heute noch eindrucksvollen modernen Schmuck, so in den Nischen 44 Statuen der Grafen von Flandern und in einzelnen Sälen prächtige Gemälde, die von den bedeutenden belgischen Malern Ferdinand Baumeis und Delbete geschaffen sind.

Nach den Glanztagen Brügges kam der rasche Verfall. Der Schwand des „schwarzen Todes“ ließ die von Leben wimmelnden Straßen allmählich werden, und was die Pest nicht getan, das vollbrachten die Religionskriege, die zwischen den Bürgern Brügges zu erbitterten Kämpfen führten. Im 16. Jahrhundert hatte die Stadt nur noch 5000 Einwohner; sie wurde dann im Laufe des 17. Jahrhunderts viermal von den Franzosen erobert und blieb bei Frankreich bis zu dem Vertrage von Utrecht, der die Stadt den an Österreich abgetretenen Niederlanden einverleibte. Durch die Revolutionskriege wurde Brügge dann wieder französisch und blieb es 20 Jahre von 1793 bis 1814. Die starken Befestigungen wurden im 19. Jahrhundert geschleift, und an ihre Stelle traten die malerischen Boulevards, die in so merkwürdigem Gegensatz zu den alten ehrwürdigen Fassaden der mittelalterlichen Bürgerhäuser stehen. Ein altes Stück Mittelalter lebt so in Brügge noch fort, und nicht nur in der Architektur der Stadt, sondern auch in den reichen Lehnwänden und der prächtigen Bibliothek und in dem Museum mit seiner großen Sammlung von Holzschnitzzeugen.

Kleines Feuilleton.

Die beiden Ziegen.

Der „Hjaro“ gibt folgende Skizze:
Die Feinde waren eingedrungen in das ländliche Dörfchen in der herrlichen, fruchtbaren belgischen Gegend. Frauen und Kinder mußten flüchten, denn die Häuser gingen in Flammen auf. Da kam die Panik bei den Unglücklichen zum Ausbruch, die jäh allem entzogen wurden, an dem ihr Herz hing. In jämmerlichem Jage, in schmerzlichen Durcheinander waren sie geflohen.

Scharenweise strömten die Flüchtlinge zusammen, wanderten aufs Geratewohl gen Süden, gen Frankreich, um dort Obdach und Mitleid zu suchen. Ein suchbarer Wirtswirt entstand an den Kreuzwegen, wo die langen, endlosen Karawanen armer Leute zusammentrafen, die vor dem Feuer und Eisen der Kriegsfurie flohen. Ihrer vier wanderten sie dem Zufall entgegen — er, sein Weib, seine beiden Kinder und zwei Ziegen — alles, was ihnen von dem Viehbestande des blamischen Hofes geblieben.

Irrend so bel einem Durcheinander wurde er von seiner Frau getrennt, verlor sie aus den Augen, rief sie vergebens...

Und verzweifelt wanderte er mit seinen Kindern und den beiden Ziegen weiter, die ihn in seinem Stummer mit großen, unshuldigen Augen treuherzig anblickten.

So zogen sie dahin, Tage und Tage, weiter und weiter, von Müdigkeit entkräftet und Hungers sterbend, bis sie endlich in der Vorstadt von Brügge anlangten — so elend, daß sich hilfsreiche Hände sofort um sie bemühten.

Er erzählte sein Unglück, und jeder half ihm mit Obdach und Lebensmitteln. Doch als einer ihm zuredete, er solle doch seine Ziegen verkaufen, damit er ein wenig Geld in die Hand bekomme, weigerte er sich gerührt:

„Wich von den Ziegen trennen? Niemals! Das bringe ich nicht über mich. Seitdem der Krieg unser Dörfchen zerstört, seit acht Tagen, wo ich auf der Landstraße umher irre, haben wir nur von ihrer Milch gelebt, meine Kinder und ich!“

Und so mußte man ihn schon unterbringen samt den Kindern und den guten Ziegen.

Die Kellerwohner.

Einer der Kriegskorrespondenten des „Secolo“, Luigi Campolungo, beschreibt einen Besuch in St. Leger au Bois, den er in der ersten Oktoberwoche während einer Automobilfahrt durch das nordfranzösische Schlachtfeld unternommen hat:
„In St. Leger au Bois ist das Duell der Artillerie hart und munterbrochen. Das arme Dorf ist ungefähr der Mittel-

punkt des grünen Lufts, auf dem heute das tragische Spiel gespielt wird. Seit neun Tagen kriegen sich über seinen Dächern in dem von Rauchwolken verunkeltem Himmel die Geschosse der deutschen und der französischen Artillerie mit kläglichem Quetschen, dumpfem Brüllen, langgezogenem Pfeifen. Die Häuser sind leer; alle Türen verkrampft, alle Fenster geschlossen. Die Einwohner haben sich in den Kellern versteckt. Mit Mühe gelingt es uns, durch Verpöndlungen aller Art, für einen Augenblick Aufnahme in einem solchen Keller zu finden, der von einer rauchigen Leuchte kümmerlich erleuchtet ist. Eine Familie von 10 Personen, darunter 6 Kinder, leben seit neun Tagen da unten. Die Frauen sind ungemüht und vernachlässigt, die Männer häßlich und struppig, die Kinder blaß wie der Tod. Auf ihren Gesichtern hat die Angst einen stummen Erstaunen Platz gemacht, dem Vorhaden der völligen Stumpfheit. Sie scheinen nicht mehr sprechen zu können und geben auf Fragen nur zögernd und einsilbig Antwort. Seit mehreren Tagen haben sie nichts gegessen und hängen sich verhungert auf das bloße Brot und Fleisch, das wir ihnen geben können. Ich verteilte auch etwas Geld: die armen Teufel sehen es erstaunt an und richten dann die Augen auf mich, als wollten sie fragen: „Ist denn das noch da oben? Hier unten ist es gar nichts wert“... und dann legen sie die Münzen auf einen Stein wie eine nutzlose Sache. Wir möchten ihnen einige Worte des Trostes sagen, aber der uns begleitende Offizier ruft uns von oben, und der unerträgliche Gestank, der diesen unterirdischen Zufluchtsort erfüllt, von den Körpern der zehn lebendig Begrabenen ausgehend, treibt uns an die frische Luft. Wir steigen nach oben und entfernen uns von St. Leger, lassen den höllischen Lärm der Artilleriegeschosse hinter uns, die fürchterliche Drohung, die vielleicht morgen, vielleicht schon in wenigen Stunden über die armen Häuser von St. Leger herfallen wird, über das arme zum Tode verurteilte Dorf.“

Eine heitere Stiftung.

Julius Brann erzählt im „Vorwärtsblatt für den deutschen Buchhandel“:

Von einer Sammelstelle wird uns ein Buch vorgelegt, dessen Gesamtauflage der Verfasser anscheinend nicht anders los werden konnte, als daß er es für Zigaretten stiftete. Es ist betitelt: Sieben Soldaten-Dogzeiten in der Gestalt Rainz und noch mehr schöne Geschichten. Autorisierte Uebersetzung in das neue Reform-Lese-System von Karl Seidel, Erfinder und Selbstverleger. 1. Band 1912 (gedruckt in Gera). Das Vorwort lautet: Der Leser lese gefälligst von beiden Seiten! Also eine Zeile von links nach rechts und die andere Zeile von rechts nach links usw. Wir drucken als Beispiel die ersten fünf Zeilen der Erzählung: Das Geständnis einer Taubstummten ab, die in der sonderbaren Sichtweise des ganzen Buches so aussehen:

„Wo es um Liebe, Ehre und Leben gilt, da gibt diese um Kampf Ein Unbedeutendes, Kleines nichts es Güter ist in der Stohbütt ebenso der Beachtung wert, wovoll Thronbaldachin dem unter derselbe sich wenn als zieht.“

Die Erfindung ist in der Tat glänzend, sie geht noch über die schwarzen Fischkeller, von denen sich die Gräben abheben sollen. Heinrich Seidel würde über den erfinderischen Namensvetter seine helle Freude haben; ich sehe förmlich das vergnügliche Leuchten der Augen von Leberecht Hühnchen. Wie lange mag wohl der Erfinder nachgedacht haben und was mag ihn zu dieser Erfindung veranlaßt haben? Sucht nach Originalität? Was sein! Es gab ja eine Zeit, in der man den althergebrachten Druck durchaus verbessern wollte. Der Druckspiegel durfte keine Unterbrechung zeigen, ein notwendiger Abzug wurde durch allherhand Allogria ausgefüllt. Besonders störend wurden die Seitengahlen oben in der Mitte des Buchrandes empfunden. Man wußte sich zu helfen und setzte sie an die linke Seite der obersten Zeile, und zwar in den Spitzspiegel hinein. Dadurch stolperte der Leser oft über ganz sinnlose Zahlen, z. B.: Der Blinde sieht nicht die 22 Sterne am nächtlichen Himmel. 32 war nämlich die Seitenzahl. — Eigentlich ist das Reform-Lese-System nicht zum Lachen, man denke an die Unmenschlichkeit gegen den Seher, mehr noch aber gegen den Leser. Solche Bücher für Zigaretten stiften, heißt sich über die Verwundeten lustig machen. Man wird das hoffentlich zu verhindern wissen.

Abrüstung in der Tierwelt.

Hier und dort zeitigen die Naturwissenschaften Beobachtungen, die uns zu Optimisten machen können. Was die längsten Beratungen weiser Männer nicht durchzuführen vermocht haben, das ist der Tierwelt sozusagen zugeflogen. Sie hat im Laufe der Zeiten abgerüstet! Vielleicht geht es uns Menschen einmal ähnlich?

Es ist Dr. Oswald, der nachgewiesen hat, daß in der Tierwelt im allgemeinen die Reizung zum Ausbruch kommt, die Abrüstung abzulegen. Die Sippkassen der Frösche und Eidechsen sowie deren Verwandte, die Leute meist nackt oder schlecht behaart sind, haben Vorhaben mit einer flosslosen Panzerung gehabt. Die Zahl der Knochenstücke, die vor Zeiten vielfach in einen soliden Panzer eingeschlossen waren, ist wesentlich zurückgegangen oder hat ihr Schutzhilf zum größten Teil verloren. Die Gürteltiere stammen von Ahnen ab, die einschließlich des Schwanzes und der Beine in Knochenpanzern von riesigem Gewicht steckten, und sogar die Bale und Delphine, deren Haut bei der heutigen Verdringung nur durch die dicke Fettschicht eine erhebliche Widerstandskraft erhält, sind die Nachkommen gepanzelter Tiere.

Allerdings gibt es auch heute noch recht tüchtig gepanzerte Rebeiwesen. Unter den niederen Tieren, namentlich unter den In-

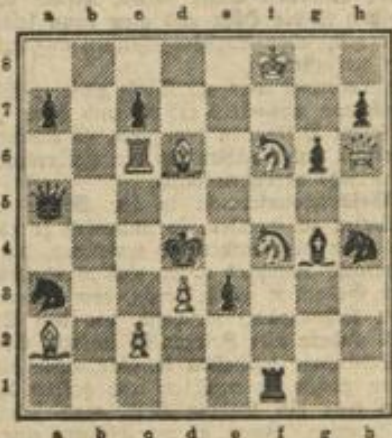
sekten, braucht man nach Beispielen nicht lange zu suchen. Aber auch unter den großen Wirbeltieren, gerade unter den Riesen ihrer Klasse, finden sich die „Dickschäuter“ mit ihrem dicken Fell, das erst die modernsten Geschosse zu durchdringen vermöchten. Außerdem fallen jedem sofort Wesen wie Schildkröten und Gürteltiere ein. Trotzdem bleibt doch die Tatsache bestehen, daß die Tierwelt in früheren Zeiten viel mehr gerüstet war!

Notizen.

— Musikchronik. Bei dem zweiten Sonntagskonzert im Schiller-Theater Charlottenburg werden Schumanns Klaviertrio in F-dur und Beethovens Klaviertrio Nr. 12 (nach der zweiten Sinfonie) zu Gehör gebracht. Für den gefanglichen Teil ist die Igl. Kammerlängerin Marie Göge gewonnen. — Ein Volksliederabend wird im Schiller-Saal, Charlottenburg, am Sonntag Abend 8 1/2 Uhr in der Reihe der Liederabende des Schiller-Theaters veranstaltet. Den einleitenden Vortrag hält Dr. Leopold Schmidt. Eintrittspreis 50 Pf. (einkl. Garderobe und Programm).

Schach.

Unser Turnier. Motto: „Dyflon“.



24 (1. SW-Abt.)

In Baden-Baden weilen zurzeit einige bekannte ausländische Meister, die, am Mannheimer Turnier beteiligt, durch den Kriegsausbruch überrascht wurden und in Deutschland zurückbleiben mußten. Sie spielen natürlich untereinander Schach, und wir bringen nachstehend eine dort gespielte Beratungspartie.

- Evansgammit.**
1. e4, e5; 2. Sg3, Sc6; 3. Lc4, Lc5; 4. d2-d4, Lxb4; 5. c3, La5!; 6. d2-d4 d7-d8!
Weiß 6. ... e4; 7. 0-0, d6; 8. Dd3 nebst ev. Sxc3 hat Weiß großen Entwicklungsvorsprung und Angriff. Der Verlust ist von Klavin herabsehend.
7. 0-0!
Auf 7. d6 folgt 7. ... Dc7!
8. Lc5, f6 usw. Schwarz steht besser.
7. ... Lc8-d7!
8. Sg8-g5 Sg8-h6
9. f2-f4 e5xd4
10. e4-e5 0-0
11. e5-e6 f7xe6
12. Lc4xe6 Ld7xe6
Nicht gut wäre 12. ... Kc8? wegen 13. Dd3, g6; 14. Dd3 nebst LxL.
13. Sg5xe6 Dd8-f6
14. Sc6xf8 Ta8xf8
Weiß hat wohl die Qualität gewonnen, ist aber in der Entwicklung sehr zurückgeblieben, was vom Gegner nun meisterhaft ausgenutzt wird.
15. Lc1-b2 La5-b6!
Mit 15. ... d6; 16. Sxc3, LxS; 17. Dd3? nur nichts zu erreichen.
16. c3xd4 Sc6xd4
17. Kgl-h1 Sh6xf5
18. Dd1-d3
Um die Drohung Sc3 zu parieren. Es kommt aber eine geniale Ueber- raschung:
18. ... Sd4-e2!!
19. Lb2xf6
Erzwingen; weil sonst nicht nur DxL, sondern Sg3? nebst event. Dh3? droht.
19. ... Sf5-g3!
20. h2xg3 Tg8xf6
21. Dd3-d5
Weiß muß die Dame so zurückgeben; denn auch bei Dh3? nebst DxL wäre nach Th3? matt.
21. ... Kg8-f8
22. g3-g4 Tf8-h7
23. Dd5-h5 Se2-g3
24. Kh1-h2 Sg3xf1
25. Kh2-h3 Th6xh5!
26. g3xh5 Lb6-d4
27. Sb1-c3! Ld4xc3
28. Ta1xf1
Das glanzvolle und vermeintliche Mittelstück hat doch nur zu einem Generaltausch geführt, wobei Weiß sogar die Qualität behaupten konnte. Aber das nun folgende Endspiel ist für ihn ungünstig. Dessen Feinheit erblickt übrigens noch mehr den Wert dieser Glanzpartie.
28. ... b7-b5!
29. Kh3-g4 b5-b4
30. Kg4-f5 Kf8-f7!
K66 mußte verhindern werden.
31. Kf5-e4 c7-c6!
Es drohte Kd5.
32. Kd4-d3 d6-d5!
Weiß Kd4 darf nicht erlaubt werden.
33. g2-g4 a7-a6
34. g4-g5 a5-a4
35. f4-f5 h7-h6!
Schon folgt g5-g4 mit großen Gegenchancen für Weiß; während so auf g5-g6? die Antwort Kf6 genügt.
36. g5xh6 g7xh6
37. Tf1-g1 a4-a3
38. Tg1-g6 c6-c5
39. Kd3-c2
Daß Weiß dieses Tempo noch verlieren muß, ist die Pointe des Endspiels. Denn auf 39. Txf6 entscheidet sofort die Antwort: 39. ... h4-h3! und der a-Bauer geht zur Dame! ...
39. ... c5-c4
40. Tg6xb6 b4-b3?
41. Kc2-b1! d5-d4
42. Th6-d6
Auf Tc6 nebst Txf4 geht der a-Bauer zur Dame.
42. ... d4-d3
43. h5-h6 Lc3-e5
44. h6-h7 c4-c3!
45. f5-f6
So wie so war c3-c2? nebst Lb2? nicht zu verhindern.
45. ... c3-c2?
46. Kb1-c1 Le5-f4?
Eine Partie ersten Ranges!

Theater für Sonnabend, 24. Okt.:	Schiller-Theater O. 8 Uhr: Prinz Friedr. v. Homburg
Berliner Theater Heute 7 1/2 Uhr: Zum 1. Male: Extrablätter.	Schiller-Th. Charlottenbg. 8 Uhr: Johannesfeuer.
Deutsches Künstler-Th. 8 Uhr: Glaube und Heimat.	Thalia-Theater 8 Uhr: Kamrad Mäune. Sonntag 9 1/2 Uhr: Königin Luise.
Deutsches Opernhaus, Charlottenb. 8 Uhr: Die Marketernderin. Anschluß: Zigeunertanz.	Theater am Nollendorfpl. 8 Uhr: Immer feste druff!
Deutsches Theater 7 1/2 U.: Romeo und Julia.	Volkshöhne (MontisOperntentn.) 8 1/2 U.: Wenn der junge Wein blüht
Kammerspiele 8 Uhr: Weiterleuchten.	Walhalla-Theater 8 1/2 U.: Berlin im Felde.
Gebr. Herrfeld-Theater 8 Uhr: Er kommt wieder. Zwei leuchtende Punkte. Ende gut — alles gut!	Theater-Folies-Caprice 8 1/2 U.: Possen-Theater
Kleines Theater 8 Uhr: Der Hexenkessel. Gastspiel Harry Walden.	Blindfeuer. Landwehrleute. Fest steht und tren... Leonhard Hoesel, Martin Reimer a. G.
Komödienhaus 8 Uhr: Das Heiratsnest.	Reichshallen-Theater. Stettiner Sänger. Glänzendes Programm! Unter anderem: Der Dorfschulmeister. Ein Stimmungsbild von Meysel. Anfang 8 Uhr.
Lessing-Theater 7 Uhr: Zum 1. Male: Der junge Medardus.	
Lustspielhaus 8 1/2 U.: Graf Pepl.	
Residenz-Theater 8 Uhr: Krümel vor Paris.	
Rose-Theater 4 Uhr: Dornröschen. 8 Uhr: Die Waffen her!	

URANIA Taubenstr. 48/49.
4 Uhr: Das belgische Land.
(Halbe Preise.)
8 Uhr: Die Wechsel und die masurischen Seen.
Friedrich-Wilhelmstadt. Theater.
Täglich 8 1/2 Uhr: Unsere Feldgrauen!
„Der größte Erfolg der Saison.“
Sonntag nachm.: Die Ehre.
Casino-Theater.
Lehringer Straße 37. Täglich 8 Uhr.
Kriegsbilder — Spezialitäten v. m.
J. Schütz das neue Kriegs-Ballett „Mein Leben dem Vaterland.“
Loge 1.25, Sessel 1.10, Parterre 80 Pf.
Rang 50, Estrade 90, Sonnt. 11. Ruffel.
Sonntag, den 25. Oktober, nachmittags 4 Uhr: Krieger-Feimkehr.
Theater der Weidendammerbrücke
Täglich 8 1/2 Uhr.
Anfang gut — Alles gut...!
Voigt-Theater.
Badstr. 58. Badstr. 58.
Sonntag, den 25. Oktober:
Kabale und Liebe.
Bürgerliches Trauerspiel von Fr. v. Schiller.
Raffeneröffnung 7 Uhr. Anf. 8 Uhr.
Inszenation von: Th. Glöck, Berlin. Druck u. Verlag: Vorwärts-Verlagsgesellschaft u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.

Gewerkschaftshaus
Sonntag, den 25. Oktober, abends 7 Uhr:
Lieder-Abend.
Mitwirkende: Berliner Sängerehor (Mitgl. des D. A.-S.-B.),
Chormeister: Fr. Bothe,
Herr Stahr (Tenor),
Konzert-Trio, Kapellmeister Plau.

Wo machen wir am Sonntag, den 25. Oktober, unseren Ausflug hin? Nach **Pichelswerder.**
Feine frische Wurst, Fleisch- und Leberwurst, auch Pfundwurst.
Es laßt ergehen ein **Der Alte Freund.**

Allgemeine Kranken- und Sterbekasse der deutschen Drechsler.
Ersatzkassc.
Mitglieder-Versammlungen
am Sonntag, den 25. Oktober 1914, vorm. 10 1/2 Uhr:
Bezirk A: Gewerkschaftsbund, Seel 9.
" B: Restaurant Ehlers, Rottbuscher Str. 19.
" C: Restaurant Schröder, Alte Jakobstr. 18/19.
" D: Restaurant Hummel, Seppienstr. 5.
Tagesordnung:
1. Geschäftliches. 2. Rapportbericht vom letzten und dritten Quartal.
3. Ergänzungswahl des Vorstandes. 4. Verschleißbericht.

Damen-Herbst-Neuheiten
Kleider, Kostüme, Mäntel, Ullster, Röcke, Hülsen, Pelz-Kollern, Muffen, Pelz-Mäntel, Damenhüte, Wäuschen, Schuhwaren

Herrn-Anzüge
Ullster, Paletots
in großer Auswahl

KREDIT FEDER
Centrale Brunnenstr. 1
Filialen: Frankfurter Allee 89
Fil. Süden: Keith, Damm 100
Fil. Westen: Charlottenb. Scharenstr. 5